

Miki Sakamoto

# Münchner Freiheit

Fernöstliche Blicke auf die  
Weltstadt mit Herz

Mit 26 Fotos

Herbig

### *Bildnachweis*

Alle Abbildungen aus dem Archiv der Autorin,  
außer S. 86 © Paulaner Brauerei München

### *Textnachweis*

Textauszug S. 89 Eugen Roth: Auf geht's –  
Eine oktoberfestliche Moritat, Hannover 1960  
Textauszug S. 180 aus: Heinrich Hansjakob: Sonnige Tage.  
In: Königliche Landschaften. Herausgegeben von Georg Schmid  
und Marianne Menzel, München, Objektiv Verlag, 1990

Inhaltsverzeichnis/Leseprobe aus dem Verlagsprogramm der  
Buchverlage LangenMüller Herbig nymphenburger terra magica

Bitte beachten Sie folgende Informationen:

Der Inhalt dieser Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt,  
alle Rechte liegen bei der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, Mün-  
chen.

Die Leseprobe ist nur für den privaten Gebrauch bestimmt  
und darf nur auf den Internet-Seiten [www.herbig.net](http://www.herbig.net),  
[www.herbig-verlag.de](http://www.herbig-verlag.de), [www.langen-mueller-verlag.de](http://www.langen-mueller-verlag.de),  
[www.nymphenburger-verlag.de](http://www.nymphenburger-verlag.de), [www.signumverlag.de](http://www.signumverlag.de)  
und [www.amalthea-verlag.de](http://www.amalthea-verlag.de)  
direkt zum Download angeboten werden.

Die Übernahme der Leseprobe ist nur mit schriftlicher  
Genehmigung des Verlags gestattet.  
Die Veränderung der digitalen Leseprobe ist nicht zulässig.

© 2007 by F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Wolfgang Heinzl

Umschlagbild: muenchenfoto, Heinz Gebhardt

Lektorat: Dagmar von Keller

Herstellung und Satz: VerlagsService Dr. Helmut Neuburger

& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten

Gesetzt aus der 10/13 Punkt Sabon

Druck und Binden: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7766-2535-6

## *Inhalt*

### Ankunft

Als Studentin nach München 8  
Verschlungene Wege 17  
Münchner Deutsch 22

### Weltstadt mit Herz

Münchner Gastfreundschaft 36  
Münchner und Zugereiste 42  
Meine Eigenheiten sind eigen! 45  
Ambivalenzen 50  
Anmut 58

### Münchner Kultur

Bier und Biergarten 70  
Das größte Volksfest der Welt 80  
Das Volkstümliche, eine seltene Mentalität? 89  
Vorbilder und Heldengefühle 97  
Esskultur 103  
Olympischer Geist 108  
Lernen 113  
Polizei, dein Freund und Helfer 118

## Verwurzelung

- Woher kommen Sie? 124
- Herkunft und Heimat 127
- »Leben und leben lassen« 132
- Japanische Enge und Münchner Freiheit 138

## Stadtmenschen – menschliche Stadt

- Sehenswürdigkeiten 148
- Zoologische Schätze 159
- Einzigartige Parks und königliche Schlösser 166
- Weißblauer Föhn 185

## Münchens Natur

- Berührungen mit der Wildnis 194
- Münchens kleinere Bewohner 199
- Landluft und Stadtatmosphäre 202
- Die Isar und ihr »Athen« 205
- Überraschungen an der Isar 208

## Nachwort 215

- Dank an die Quellen 218

## *Weltstadt mit Herz*

Was ich sammeln sind Stunden,  
die den Wert meines Lebens  
bereichern

## *Münchner Gastfreundschaft*

JAPAN IST VÖLLIG JAPANISCH. Unter den rund 130 Millionen Menschen leben so wenige Nichtjapaner, dass sie sofort auffallen. München wirkt im Vergleich dazu wie eine Vielvölkermischung. Es ist, von besonderen Veranstaltungen abgesehen, gar nicht so »bayerisch«, wie man das als Ausländer erwartet. Richtig international ging es im Kurs »Deutsch für Ausländer« zu. Eine Deutschstämmige kam aus Chile und hatte Spanisch als Muttersprache. Eine Schülerin kam aus Italien, andere kamen aus Griechenland und der Türkei. Ich war fasziniert von dieser Gruppierung. Sehr schnell kam ein »Wir« zustande, weil wir alle ganz im Sinne von Karl Valentin Fremde in der Fremde waren und uns damit als Gemeinschaft gegenüber den Münchnern fühlten. Ich nahm dieses »Wir« gleich an und ging davon aus, dass alle ebenso empfanden, weil wir in Japan stets »wir« sagen, auch wenn wir nur die eigene Meinung ausdrücken. So konnten wir uns untereinander tatsächlich auch mit Blicken und Lächeln ganz gut verständigen. Vertrauen und Harmonie entwickelten sich. Mit unserem so unterschiedlich klingenden, höchst mangelhaften Deutsch sagten wir zueinander: »München ist eine schöne Stadt, viel schöner als woanders!« Was sie meinten, weiß ich nicht, weil wir wohl außer der Heimat recht wenig Erfahrung mit anderen Städten hatten. Überzeugt waren wir trotzdem.

Für mich bedeutete das Lob auf München vor allem Folgendes: München ist eine saubere Stadt, zumindest auf den ersten Blick. Auf den Straßen und Wegen, in den Parkanlagen und in der U-Bahn liegt weit weniger Schmutz als in anderen europäischen Großstädten. Darüber waren wir uns einig. Allerdings machen überall die Hunde auf die Gehwege und was sie hinterlassen, wird anscheinend kaum jemals entfernt. Der Regen muss die Spuren verwischen.

München ist grün. Die vielen Gärten und vor allem die großen Grünanlagen, wie der Englische Garten, der Nymphenburger Park und die Bepflanzungen der Naherholungsgebiete an den Baggerseen am Stadtrand schaffen eine besondere, höchst angenehme Atmosphäre. Die großen Anlagen sind weniger künstlich gestaltet als viele andere Parks.

In München lebt es sich leichter. Als? Ja, als wo? Als in hektischeren Städten und Gegenden. Mit meiner Meinung, in Japan würde es sich nicht so leicht wie in München leben, stand ich jedoch ziemlich allein in der Runde der Mitschüler. Es mangelte uns an Vergleichsmöglichkeiten. Wir interpretierten München einfach zu unseren Gunsten.

In der Sprachschule pflegten wir untereinander eine Gastfreundschaft, als ob wir zu Hause wären. Der Unterricht begann um 17.30 Uhr. Zwei türkische Automechanikerlehrlinge brachten dazu kiloweise Aprikosen, Kirschen, Bananen und anderes Obst mit. Eine Jugoslawin kam oft mit Kuchen und eine Italienerin lud uns hinterher zum Eis ein. Jeden Freitag fuhr sie mit ihrem Auto, dem kleinsten Fiat, zehn Stunden lang über die Alpen nach Süden und am Sonntag wieder zurück, weil sie so großes Heimweh hatte. Wie laut das Auto war und wie sehr es schaukelte, erzählte sie uns mit ernster Miene und italienischer Dramatik, sodass wir sie gemeinsam trösten mussten. Ich, die ich von meiner Heimat am weitesten entfernt war, musste mich paradoxerweise um

sie kümmern. Vielleicht weil ich mich entschieden hatte: Wegen Heimweh wollte ich nicht heimfahren. Heimweh hatte ich natürlich wie alle anderen auch, das leugne ich nicht. Doch die Buntheit der Menschen aus so unterschiedlichen Völkern faszinierte mich mehr und bereitete mir größere Freude, als mich das Heimweh traurig stimmte.

Mit Munterkeit und Fleiß kämpften wir uns durch, um das gemeinsame Ziel zu erreichen: Deutsch zu lernen. Oft empfand ich tiefe Rührung, wie sehr sich diese jungen Menschen bemühten. Die Sprachschule lag direkt am Marienplatz. Wenn der Kurs um 21 Uhr zu Ende war, konnten wir Straßenmusikanten und am Rathaus die Kleine Nachtmusik hören. »München ist schön«, trösteten wir uns immer wieder. Sogar die Italienerin Angela glaubte daran und verdrängte ihr Heimweh. Wir konnten uns hier wohl fühlen; auch beim Oktoberfest, das uns damals gleich richtig gastlich aufgenommen hatte.

Als 1988, also mehr als ein Jahrzehnt später, meine Tochter just zur Zeit des Oktoberfestes in einer Klinik an der Mozartstraße, direkt neben der Wiesn, zur Welt kam, war ich doppelt glücklich: »Sie ist gesund und nun eine geborene Münchnerin!«, musste ich immer wieder denken. Das ist etwas ganz Besonderes. Als ich ihr das später so sagte, lächelte sie nur ziemlich unbeteiligt zurück. Für sie ist es einfach so, und darum braucht man es nicht zu betonen. Sie ist Münchnerin!

Ich fand mich nach meinen ersten Erlebnissen auch weiterhin gastfreundlich in München aufgenommen. So kaufte ich einmal in einer Bäckerei einige Stücke Kuchen und fügte als Begründung hinzu, dass ich Besuch bekommen sollte. »Ach, dann schenke ich Ihnen alles«, sagte die Chefin spontan und packte sogleich alle Kuchenstücke, die sie noch hatte, auf den Papierteller; vielleicht zwölf Stück. Nur die bestellten Stücke hatte ich mit ein paar Mark zu bezahlen. Ein

anderes Mal kaufte ich in einem Trachtenmodengeschäft am Hauptbahnhof ein »Münchner Dirndl« für meine Schwester. Da erhielt ich eine Bluse dazu geschenkt.

Auch heute noch bietet man mir in großen Kaufhäusern am Stachus oder am Marienplatz oft zusätzlich etwas zum Probieren an, wenn ich Käse kaufe. Fast immer lächeln mich die Verkäuferinnen an, sobald sie Blickkontakt aufgenommen haben, und behandeln mich sehr freundlich und zuvorkommend. Ein Lächeln inmitten der Großstadt, eine solche Freundlichkeit unter einander ganz fremden Menschen, das kannte ich aus meiner Heimat nicht. Dort verbeugt man sich zwar rituell und wirkt bescheiden, aber das offene, schöne Lächeln im Gesicht mag ich viel lieber. Selbst wenn ich dadurch manches Mal mehr als vorgesehen ausgegeben haben sollte, sage ich mir, dass die Entscheidung aufgrund Freundlichkeit der Verkäuferin richtig war.

Mürrische Mienen sind, wie anderswo auch, dennoch nicht gerade selten in München. Ausgefragt wird man als Asiatin ohnehin auf eine geradezu peinliche Weise. Fragen, die man in Japan oder China nie gestellt bekäme, weil sie sehr persönlich sind, schleudert man uns ganz offen ins Gesicht, und das nicht nur bei Behörden. So wollten viele Leute von mir wissen, was ich für ein »Bekenntnis« habe. Ich kannte ein wenig die »Bekenntnisse des heiligen Augustinus«, merkte aber bald, dass diese ganz und gar nicht gemeint waren, sondern dass man nach meiner »Religion« fragte. Die Frage klang bei den meisten so, als ob ich von Geburt an eine »Sünderin« sein müsse.

Doch die Religionszugehörigkeit war wichtiger als der Kirchenbesuch, wie ich schnell feststellte. Denn vom Inhalt ihrer eigenen Religion wussten die Fragenden offenbar recht wenig. In München reicht es, »zugehörig« zu sein. Dann macht es nichts, nicht so recht zu wissen, worum es geht. Wenn ich antwortete, »ich bin Buddhistin«, stutzten meine

Gesprächspartner. Manche schauten mich misstrauisch an. Ihre Stimme veränderte sich. Sie wurden unfreundlich und kurz angebunden. Ihr Gesichtsausdruck sagte »um Gottes willen«. Ich dachte Ähnliches, nur in der anderen Richtung: Wie kann man so unverschämt öffentlich nach seinem Glauben gefragt werden? Religion ist für mich, wie sicherlich für die allermeisten Ostasiaten, etwas absolut Persönliches, das niemand etwas angeht. Wir können uns nicht vorstellen, die eigenen religiösen Empfindungen anderen Menschen aufzudrängen, schon gar nicht Fremden. Meine Religion offiziell bei Behörden angeben zu müssen, stellte mich vor eine neuartige Situation, auch wenn ich nichts zu verbergen hatte und habe. Im Gegenteil! Je mehr ich über die westlichen Religionen und ihr »Wirken« erfuhr, desto klarer wurden mir die Vorzüge des Buddhismus und der Menschlichkeit, die seine Grundlage bildet. Vielleicht steht die buddhistische Einstellung zum Leben und zu den Menschen auf einer ethisch höheren Stufe, weil der Mensch im Buddhismus nicht annähernd so eingengt und unterdrückt wird wie in den westlichen Religionen mit ihrem Anspruch, die jeweils allein gültige und die allein selig machende zu sein. Doch es ging allen Fragenden ganz offensichtlich gar nicht um den tieferen Inhalt der Religion, sondern um die Form, die bloße Hülle. Religion betrachtete man anscheinend wie eine Kleidung. Der gegenwärtige Streit um (religiös oder nicht religiös motivierte) Bekleidungsformen bestätigt diese Empfindung. Ich habe mich daran, wie auch an die endlos wiederholte Fragerei, woher ich komme, längst gewöhnt.

Nicht gewöhnen kann ich mich aber daran, dass ungläubig nachgefragt wird, wenn ich antworte »aus München«. Jedenfalls lernte ich bereits in den ersten Jahren meines Hierseins, dass es auf drei Grundformen von Einstellung und Anpassung an die an sich wirklich gastliche Stadt ankommt: Erstens muss man die »Spielregeln« erkennen und sie mög-

lichst gut befolgen. Zweitens sollte man bei den »Bräuchen« am besten einfach mitmachen. Und drittens wird man (mit der Zeit) die Kultur kennen- und damit auch schätzen lernen. (Und sich nach japanischer Sitte tief genug verbeugen!)

Mitlachen darf man auch als Ausländer, wenn hier, wie so oft, eigentlich fast ununterbrochen, über Politik gesprochen und gelästert wird. Die Staatsführung erfreut sich anscheinend keines hohen Ansehens. Das hat sich wohl seit den Zeiten des »Münchners im Himmel«, der (seit hundert Jahren) lieber beim Bier sitzt, als der Bayerischen Staatsregierung die göttlichen Eingebungen zu überbringen, in der Einschätzung der Münchner nicht sonderlich geändert. Am beliebtesten sind solche Politiker, die beim Oktoberfest das Bierfass gut und richtig anzapfen können. Wer es nicht beherrscht, der tut sich schwer.

Und das Wohl oder Wehe des FC Bayern München ist seit vielen Jahren ohnehin das wichtigste Thema. Seine Spieler kennt die Welt. In Japan wurde »King Kahn« bei der Fußballweltmeisterschaft 2002 der bekannteste »Bayer«. Er wird allerdings der Dauerhaftigkeit von König Ludwig II. mit der Zeit weichen müssen, weil dieser den Bayern einzigartige Schlösser hinterlassen hat.

An den Jubeltaumel und an die vielen Tränen, die auch aus japanischen Gesichtern liefen, als »King Kahn« beim Endspiel gegen Brasilien in Yokohama der alles entscheidende Fehler unterlief, schlossen sich die Spiele der Weltmeisterschaft 2006 in München fast nahtlos an. Massen von ausländischen Fans tanzten nun auf Münchens Straßen. In den U-Bahnen gab es Karneval aus Brasilien und auf den Bahnhöfen herrschten Verhältnisse wie auf orientalischen Bazars. Viele Gäste sangen schon auf dem Weg zum Olympiapark, wo die Spiele auf riesengroßer Leinwand im Freien anzusehen waren. Das Wetter war so schön wie kaum jemals im normalerweise regenreichsten Monat des Jahres. Fünf-

undachtzigtausend Menschen standen oder saßen beschwingt und leicht bekleidet auf den Hügeln des Olympiaparks – und wieder war alles völlig kostenlos! Ganz genau wie vor mehr als dreißig Jahren, als ich nach München kam. In der prächtigen Stimmung schien es gar nicht so wichtig, wer siegte oder verlor, denn man feierte und sang auf jeden Fall oder tröstete sich gegenseitig bis zum Lachen. So eine Atmosphäre ist typisch für München, stellte ich wieder fest und war glücklich.

München hielt, was es versprochen hatte, und hieß alle willkommen, die gekommen waren. Wie gelassen und selbstverständlich, ganz ohne unsere asiatische Hektik, hat diese Stadt so ein Großereignis bewältigt. Wir Japaner hätten uns mit preußischem Ordnungssinn weit mehr aufgeregt als die Münchner. Diese Münchner Gelassenheit, so mein Eindruck, färbt auch auf viele Ausländer ab, die hier leben. Selbst wenn wir sprachlich und kulturell nicht alles auf Anhieb mitverfolgen können, lässt man uns sein, wie wir sind – weitgehend zumindest.

### *Münchner und Zugereiste*

SCHON BEI DER VOLKSZÄHLUNG VON 1848 stellte sich heraus, dass die gebürtigen Münchner eine Minderheit in München darstellen. Trotz vieler Menschen, die alljährlich in München geboren werden, hat sich das nicht wirklich geändert. Der kleine Anteil der »echten Münchner« hat mich jedoch von Anfang an sehr beeindruckt. Unter ihnen waren Persönlichkeiten, die mein Leben in München maßgeblich beeinflusst haben.

Anton Fingerle, der sich während der Nazizeit so sehr den Verfolgten angenommen hatte, war zwar schon tot, aber wie

es der Zufall so wollte, studierte ich zusammen mit seiner jüngsten Tochter. Sie bot mir mit den Worten »gehen wir in die Kapelle?« einen Besuch in seiner Bibliothek an. Ich nahm an, sie wollte mich zum Gedenken ihres Vaters an den häuslichen Ahnenaltar führen, wie das bei uns in Japan wenigen auserwählten Gästen als besondere Ehre zuteil werden würde. »Das macht nichts«, antwortete sie auf meine bedauernde Feststellung, dass ich keine Blumen für den Vater mitgebracht hatte. Lächelnd öffnete sie die Türe. Sie führte in Fingerles Privatbibliothek. Ich war zutiefst ergriffen. Dort standen die gesammelten Werke der deutschen Klassiker, von denen ich schon so viel gehört hatte. Die edlen Bücher zaghaft berühren zu dürfen, war für mich einfach überwältigend. Die Bibliothek meines Vaters war von den Bomben im Zweiten Weltkrieg völlig vernichtet worden. Daher kannte ich so ein privates, altherwürdiges Heiligtum von Büchern nicht.

Damals, in meinen frühen Münchner Jahren, lernte ich den über siebzigjährigen Universitätsdozenten für Bayerische Geschichte, Adolf Sandberger, kennen. Wenn er zu erzählen anfang, war das ein gut verständliches Deutsch, das zudem sehr melodisch klang. Einmal betonte er, dass er ein echter Münchner sei. Dabei lachte er halb stolz, halb verlegen. Und er fügte hinzu »ein seltenes Exemplar«. Er erläuterte weiter: »Dass das etwas Besonderes ist, merkte ich erst, als ich einmal über die Grenze nach Südtirol reiste. Da schaute mich der Grenzpolizist nach einem Blick auf meinen Pass an und sagte plötzlich ganz laut: ›Das gibt's ja nicht; so etwas gibt es wirklich?‹ Erschrocken fragte ich zurück, was es nicht gibt. ›Sie‹, antwortete der Polizist, ›Sie gibt's nicht!‹ – ›Ja, wieso denn?‹ – ›Ja, das ist ja das Wunder: Sie sind ein echter Münchner! Geboren in München und wohnhaft in München!‹ – ›Richtig, meine Eltern und Großeltern wohnen seit Generationen in München.‹ Da holte der Grenzpolizist seinen Kollegen, um ihm das Wunderliche zu zeigen, dass hier

ein echter Münchner zu sehen sei.«

Mit Humor, Charme und Wärme trug er diese Geschichten vor. Ich nahm sie an wie ein Geschenk. Hätte ich damals nur besser Deutsch gekonnt, wäre manches, was er mir so beiläufig sagte, wären seine wertvollen Anekdoten nicht wie Regenwasser in der Erde versickert und verschwunden.

Im gewöhnlichen Leben von Universität und Kaufhäusern, von alltäglichen Erfahrungen unterwegs und in den Gesprächen mit den Menschen, mit denen ich allmählich Bekanntschaft schließen konnte, überwogen natürlich die lustigen, mitunter recht komischen Seiten des »Münchnerschen«. Ich suchte geradezu nach solchen Menschen, die Münchnerisch sprachen oder die für mein Sprachverständnis so zu sprechen schienen. In den Geschäften ging ich gezielt auf solche Verkäuferinnen zu. Als »japanischer Preuße«, als der ich mich empfand, denn jeder, der anders als Münchnerisch sprach oder sich nicht »einheimisch« gab, galt als »Preuße«, gleich welcher Herkunft, ging es mir bei »Münchnern« stets besser, wohl weil ich einfach zu exotisch war.

Frühzeitig klärte man mich auch auf. Und zwar im anscheinend Wichtigsten für das Leben einer Nicht-Münchnerin. Ich musste ein Wort lernen und wurde nach kurzem Üben einer entsprechend kritischen, zoologischen Sprachprüfung unterzogen. Worum es ging, ist bekannt, nämlich um den Schwanz des munteren Eichhörnchens. Zur Überraschung mancher konnte ich das berühmt-berühmte »Oachkatzlschwoaf« mangels einer »l«- und »r«-Verwirrung viel leichter nachsprechen als das offiziell hochdeutsche »Eichhörnchenschweif«. Wie ich heute weiß, überfordert diese Variante, flüssig gesprochen, sogar die Sprachfähigkeit vieler Münchner und Bayern. Sie müssen sich sehr anstrengen, es richtig auszusprechen.

Japanisch ist eine vokalreiche Sprache. O und A können

wir leicht trennen und, wenn nötig, auch zusammenziehen. Hokkaido können deshalb auch die meisten Münchner auf Anhieb richtig aussprechen. Das »sch« von »schwoaf« steckt in gleicher Aussprache etwa im Wort »schogun« (shogun auf Englisch geschrieben) für den höchsten Landesfürsten. Sollte ich aber nord- und streng hochdeutsch »s-p-rechen«, also das »s« und das »p« nicht zu einem »schp« zusammenziehen, fiel mir das schwerer. Jedenfalls bestand ich die »Oachkatlschwoaf«-Prüfung, ohne zu wissen, warum. Es amüsiert mich, die manchmal hinterhältig zurückgefragte Hochdeutschform dieses Prüfwortes aus Münchner Kehle zu hören. Manch einer windet sich da auf eine ähnliche Weise ums Wort wie das Eichhörnchen um den Baumstamm.